

(Nachdruck verboten.)

o) Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Der allgemeinen Sicherheit wegen — Winther lächelte unwillkürlich bei dem Gedanken — befand er sich nun selbst innerhalb dieser düsteren Gefängnismauern, und immer sah er sich mit einer Gemütsruhe um, über die er eigentlich selbst erstaunt war, mit der erhabenen Ruhe eines Beobachters.

Er war hoch, dieser große Mittelbau. Eine Wendeltreppe, breit und verhältnismäßig bequem, lief von Absatz zu Absatz in die Höhe, die Stagen markierend, die der Mittelbau nicht kannte. Breite in der Luft schwebende Brücken liefen an den Wänden entlang, in der Höhe des ersten und zweiten Stockwerks. Und auf diese Brücken mündeten die Thüren der Arrestzellen.

Seine eigne Zelle, Nr. 29, stellte sich als im ersten Stock gelegen heraus.

Schwannenmoos steckte den Schlüssel ins Schloß und stieß die Thüre auf.

Der Bankbeamte Winther trat in sein Gefängnis, dessen Inneres er mit einem blitzschnellen Blick musterte.

Hohe, kahle, getünchte Wände, ein hohes eisernes Bettgestell, an der einen Seitenwand aufgestellt, an der entgegengesetzten Seite des Zimmers in der Mauer eingelassen eine Holzplatte, einen Tisch vorstellend, vor dieser eine niedrige ungestrichene Bank aus Tannenholz, ohne Lehne, eine gute viertel Elle breit und dreiviertel Ellen lang. Zu der einen Ecke der Zelle eine Kufe unter einem Wasserhahn, hoch oben in der Außenmauer ein vergittertes Fenster, durch welches ein Stückchen blauen Himmels und der vergoldete Hahn auf dem neuen Rathhausturm hineinlugten, ein kleines Regal mit ein paar Büchern — Winther sah sofort nach und konstatierte: das neue Testament, ein Gefangbuch mit altmodischem Druck und eine Predigt-sammlung von Jacob Paulli, ein Gefängnisreglement mit vielen Paragraphen, ein Holzlöffel, ein Holzmesser, eine Holzgabel, auf die „Tisch“-Platte gelegt — sonst nichts Nennenswerthes.

Schwannenmoos stand schweigend neben ihm, während er sich umfah.

„Ja, gemüthlich ist es hier gerade nicht“, bemerkte der Schließer. „Na, aber es ist wohl nur für ein oder zwei Tage. Jetzt werde ich augenblicklich Ihr Essen bringen. Wünschen Sie sonst noch etwas, so brauchen Sie nur auf den Knopf dort zu drücken. Dann läutet die elektrische Glocke. Das ist beinahe wie im Café. . . „Nicht wahr?“

„Ja, beinahe.“ sagte Winther.

Schwannenmoos verschwand. Die schwere Thür fiel hinter ihm zu, und das Knirschen des Schließels im Schloß verkündete Winther, daß er nun im Ernst und gründlich eingesperrt sei. Bei derselben Gelegenheit bemerkte er das kleine „Auge“ in der Thür — Judasauge wird es genannt — trichterförmig, die breite Oeffnung nach der Zelle, die schmale nach dem Korridor gerichtet. Auch über die Bestimmung dieses Guckloches brauchte er keinen Augenblick im Zweifel zu sein. . . .

Dann bekam er sein Essen — geschmiertes grobes Kommissbrot mit einfachem Belag, aber für den hungrigen und müden Mann eine himmlische Mahlzeit, die er mit gierigem Appetit verschlang.

Wenn er ab und zu von der Mahlzeit aufblickte, bildete er sich ein, ein Späherauge vor der Thürluke zu erblicken.

Und seine Einbildung war gar nicht so thöricht. Draußen stand Schwannenmoos — auf höheren Befehl — und sollte kontrollieren, ob der Verhaftete wirklich essen konnte, oder ob er ganz zusammenfiel, sobald er allein war.

Schwannenmoos mußte gestehen: selten hatte er einen Verhafteten mit einer so vertrauenerweckenden Bier an sein Futter gehen sehen.

Ein Weilschen darauf kam der Schließer wieder in die Zelle.

„Guten Appetit.“ sagte er höflich.

„Danke.“ erwiderte Winther, der gerade den letzten Schluck Schiffbier aus dem großen Blechkrug trank, der seinen vor-schriftsmäßigen Platz dort über der Wasserkuje hatte.

„Ja, jetzt nehme ich alles hinaus.“ sagte der Gefangenewärter. „Und vielleicht ist es das Beste, ich helfe Ihnen gleich das Bett herunterbringen. Das kommt Ihnen eigentlich zu, ebenso wie das Bettenmachen und Aufklappen am Morgen, aber ich thue Ihnen gern einen Dienst. Das Reinhalten der Zelle sollen Sie auch selbst besorgen. Aber wenn Sie pro Tag zehn Pfennig opfern wollen, so können wir wohl schon einen andern Gefangenen dazu bekommen.“

Winther dankte seinem braven Schließer und fragte:

„Wann soll ich morgen früh aufstehen?“

„Ja — eigentlich um 6 Uhr. Aber bleiben Sie nur liegen, bis ich gegen neun Uhr zu Ihnen komme. Dann werde ich Ihr Frühstück mitbringen. Ihre Kleider müssen Sie da auf die Bank legen. Ich komme bald und hole sie. Sie sollen nachts draußen sein.“

Winther kleidete sich aus und streckte sich auf der harten Matratze in dem eisernen Bettgestell unter Decken, die nach altem Schweiß rochen, zwischen Laken, die allerdings rein aber so grob und rauh waren, daß sich seine verwöhnte Haut an ihnen wund rieb.

Da wurde die Lampe an der Decke angezündet, während Schwannenmoos hereinkam, seine Sachen, Stück für Stück, bis auf das Heind, abholte und ihm höflich gute Nacht sagte.

Winther war in seiner Zelle allein.

IX.

Er war allein, er war in Ruhe, seinen eignen Gedanken überlassen — und erst jetzt sammelten sich diese Gedanken — und es ging ihm sogar nur nach und nach auf, welche unerhörte Schmach ihn betroffen hatte.

Bis jetzt hatten all die neuen und wechselnden Eindrücke einander so schnell gejagt, daß ihm keine Zeit zu sonderlichen Reflexionen blieb. Von Erstaunen zu Erstaunen war er gegangen. Von dem brutalen Verhör zu der unglaublichen Festnahme, von dem „Schant“ durch die Korridore des Rathhauses zu der Wachtstube des Amtsgebäudes, vom Sturzbad zur Zelle — das waren ja in großen Zügen die Studien, die er von der Freiheit bis zum Untersuchungsgefängnis durchgemessen hatte.

Nun sah er, nein, lag er da. Und er hatte reichlich Zeit, sich zu bedenken — aber erst jetzt.

Und nun schwand die ganze unwillkürliche Nervenanspannung, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte. Etwas wie eine Stahlfeder brach in seinem Innern. Und plötzlich fühlte er sich in kalten Schweiß gebadet.

Was werden die Leute sagen und denken? Was steht morgen in den Blättern? Meine Stellung bei der Bank — natürlich sofort verloren, so unschuldig ich auch an dem bin, dessen man mich anklagt.

Und dann meine Frau! Wie geht es ihr in dieser schrecklichen Stunde? Der Beamte hatte doch wohl sein Versprechen gehalten und sie schonend von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt.

Wie stand es jetzt?

Drohte Assessor Krog nicht einmal — so ganz vorübergehend — auch sie auf das Gericht zu schleppen, um Klarheit darüber zu erhalten, welche intime Bekanntschaft zwischen ihm und dem Verdächtigen, Möller, bestand?

Na, das wäre wohl einer der angenehmsten Späße des Assessors gewesen — angenehm! Ja Profit — die reine Barbarerei wäre es — in der jetzigen Verfassung seiner Frau — schwanger, im siebenten Monat, wie sie es war; ein Umstand, den Winther dem rasenden Assessor gegenüber nicht verhohlen hatte.

Nein, so weit würde er nicht gehen. Krog war sicher kein Unmenschen.

Aber andre Sorgen ängstigten den gefangenen Mann nicht weniger.

Frauennerbosität, Frauenhysterie — wer kennt all die Namen dieser unheimlichen Phänomene — besonders bei einer schwangeren Frau.

Tapfer genug war sie am Vormittag gewesen, seine kleine tüchtige Gattin, als er ihr Adieu sagte, ehe er sich mit der Zeugnisaufforderung in der Tasche in die Löwenhöhle begab.

Er hatte ihr erklärt, daß nach der Lage der Dinge seine Verhaftung eine höchst naheliegende Möglichkeit sei — der Verdacht konnte, ja mußte sich beinahe auf so gut wie alle Beamten der Bank lenken. Jeder von ihnen konnte der Mitschuld an dem großen Betrug bezichtigt werden, den namentlich in der Bank selbst noch niemand begriff.

„Zu Mittag sollst Du mich jedenfalls nicht erwarten,“ hatte er gesagt.

Sie hatte ihm geantwortet:

„Ich erwarte Dich doch! Und kommst Du nicht, so weiß ich dennoch, daß Du mein teurer, braver, ehrlicher Mann bist, auf den kein Makel fallen kann. Ich glaube Dir, denn ich kenne Dich. Geh nur getroßt!“

Da hatte er sie geküßt und war gegangen

Nun lag er hier — in der Zelle — und nun war der „Makel“ doch da, der Fleck, den eine Verhaftung, sie sei so unverschuldet wie nur möglich, unweigerlich auf den Betroffenen wirft.

Heim zu ihr gingen seine Gedanken. Was dachte sie jetzt in dieser verzweifeltsten Stunde?

Sie hatte so voll und fest erklärt, daß sie auf ihn baute, sie hatte es mit einer Bestimmtheit gesagt, die um seinetwillen Jeglicher und Hölle trocken zu können schien. Doch konnte sie glauben, hatte sie ein Recht zu glauben, in solchem Grade, wie es jetzt not that? Einer Wirklichkeit gegenüber, die jedenfalls einen Tag lang Ruf, Namen und Ehre der unbarmherzig alles durchwühlenden Reugier einer Großstadt und den gierigen Nasvögeln der Presse preisgeben würde, die sofort zu der Stätte eilen, wo sie den Reichengeruch eines Glücker wittern, einer zerbrochenen oder zerstückelten Existenz?

Kannte sie ihn eigentlich zur Genüge, nach den paar Jahren Ehe, deren erste Frucht noch nicht geboren war? War ihr Glaube nicht nur verliebter Aberglaube, der wie eine Blase unter einem derben Griff zerplatzen konnte, falls der Schein grabierend gegen ihn war?

Kannte sie ihn zur Genüge?

Diese Frage kam immer wieder, und sie beunruhigte den Bankbeamten Winther sehr, obwohl er bisher stets geglaubt, daß er Zeit und Kräfte nach ein so braver und treuer Ehemann war wie nur einer. Selbst der Bravste, der Treueste hat ja heimliche Schlupfwinkel in seinem Innern, wohin selbst die zärtlichste Gattin unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht gelang. Begreift eine Gattin: Warum? Oder kann die dumpfe lähmende Katastrophe, die plötzlich wie eine Sprengbombe in das beiderseitige Zusammenleben geworfen wird, geschleudert von dem Anarchisten, den man Schicksal nennt, plötzlich düster und unheilkundend gerade diese dunklen Winkel erleuchten und alle Eulen und Schlangen des Zweifels und der Unsicherheit zu zischelndem Basilisk-Leben hervorrufen?

Solche Gedanken jagten den Schlaf aus Heinrich Wintthers Augen und zwangen ihn, sich stundenlang auf dem steinharten Lager hin- und her zu werfen.

Seiner Gattin vertraute er. Aber sicher war er nicht, ob er auch recht hatte, ihr volles Vertrauen zu fordern nach dem Wenigen, das er gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Moppelchen.

Von Ernst Prezang.

Frau Sandner besah das Capes von allen Seiten. Die Farbe war hier und dort etwas verblüht; im Stragen hatten die Motten gehaust und einige Löcher gestressen. „Sonst ist es noch ganz gut,“ sagte Frau Sandner.

„Was hast Du denn eigentlich dort, Mama?“ Fräulein Erna, welche bisher ihre ganze Aufmerksamkeit einem kleinen breitmäfigen Mops zugewendet und mit ihm getändelt hatte, wandte sich zu ihr. „Ach Gott! Mein altes Capes von vor zwei Jahren! Was willst Du den mit dem alten Lumpen anfangen?“

„Lumpen? Sei doch nicht immer gleich so ausfallend, Erna. Es ist noch wunderbar schön erhalten. Wenn man die paar Löcherchen zupflöpft und es vielleicht chemisch reinigen ließe, könnte man es beinahe noch selber tragen. Abends versteht sich, wenn's dunkel ist und man gerade einen kleinen Gang hat.“

Erna lachte auf. „Du bist gut, Mama! Du willst Dich wohl von der Portierfrau anlachen lassen. Sie sprechen so schön über unsern Geiz. Ich hab's neulich gehört. Hinter der Flurthüre hab' ich gestanden: Wir sähen auf'm Pfennig, reden sie.“

„Ich sage doch: man könnte es noch selber tragen! Ich habe natürlich nicht die Absicht. Die Leute laß nur quaddeln. Ein geiziger Mensch verachtet solche Sachen ganz gewiß nicht.“

„Verschenkt? Du willst mein Capes verschenken?“ Erna wurde sehr aufgebracht.

„Gott, Kind! Nun ja! Ich hab's der Aufwartefrau versprochen.“

„Was!“ Ernas Augen funkelten. „Der alten Triebel willst Du mein schönes Capes schenken, das einmal dreißig Mark gekostet hat?“ Sie lachte höhniß. „Der alten Triebel, die unser Kloset scheuert!“

„Aber Erna!“

„Das thust Du nicht, Mama! Das geb' ich nicht zu. Es ist mein Capes! Ich will's behalten!“

„Ich habe es aber nun doch einmal versprochen, Ernachen. Die Frau ist wiederholt ganze Tage hier gewesen, ohne einen Pfennig Ertrabehaltung. Und da dachte ich, man müßte sich auch mal nobel zeigen.“

„Ach was, nobel! Wenn die Alte bei uns ist, dann braucht sie in ihrer kalten Bude zu Hause nicht zu frieren. Die ist ja froh, wenn sie hier arbeiten darf! Außerdem hat sie ihr schönes und reichliches Essen bekommen. Schließlich bietest Du ihr noch Geld an, was? Mein Capes kriegt sie nicht, Mama! Das ist mir denn doch noch zu gut dazu!“

„Aber Erna!“ Die Mutter wurde ratlos. „Ich mußte doch nicht, daß es noch so prächtig ist. Ich glaubte ja, die Motten hätten keinen heilen Faden daran gelassen. Eben erst habe ich's vorgekaut. Nun thut's mir selber leid. Aber es ist doch nichts mehr daran zu ändern. Ich hab' der Triebel vorhin gesagt, sie könnte sich's heute mitnehmen. Wenn ich es nun nicht herausgäbe, was würde das für einen Eindruck machen!“

„Ach, Eindruck! Darauf kommt's wohl an, was man für einen Eindruck auf seine Scheuerfrau macht! Ueberhaupt brauche ich's selber. Moppel muß eine neue Decke haben. Die alte ist schon zu schäbig. Dazu ist das Capes wie geschaffen. Nicht, Moppelchen?“ Sie lächelte dem stumpfsinnig dreinschauenden Hunde zu.

Es klopfte. Frau Triebel trat ein.

„Ja wäre denn nun soweit fertig, Frau Sandner. Und nun wolle ich . . .“ Die Alte erblickte das Capes und stürzte darauf los. „Ach, da haben Se't woll schon parat gelegt! Jott nee, is det schön! Det is ja beinahe zu sein vor mir. Se sind zu jut, Frau Sandner. Det ha't schon immer jeiaht, wem de Leute über Jhn' reden dhun. Nee, det Futter! So weech wie Sammt. Ach, wird mir det aber warmhalten!“ Die dünnen, zitternden Hände der Alten strichen zaghaft und schmeichelnd über den Stoff. „Ja hab's doch ooch schon wieder zu sehr in de rechte Schulter! Immer in't kalte Wasser plantischen und dem raus uff'n Hoff und so. Nee, det is zu jut von Jhn', Frau Sandner, det Se mir det schenken wollen! Zu jut!“ Die Alte wischte sich mit der Schürze die Augen und drückte der ratlosen Frau Sandner wiederholt die Hand.

Die also Belobte stand verlegen; die Dankesbezeugungen abwehrend, sagte sie: „Was meinst Du, Erna?“

Erna spielte mit Moppelchen. Ohne aufzusehen antwortete sie: „Das Capes brauche ich.“

Frau Sandner sah die heftig erschrockene Aufwartefrau bedauernd an und zuckte die Achseln. „Es thut mir sehr leid, Frau Triebel. Aber meine Tochter . . . Sie hören ja.“

Die Alte bat in großer Angst: „Ach, Fräuleinchen! Vor Jhn' is et ja doch nicht mehr. So 'ne schöne junge Dame und dem löm'n Se doch nich mehr so wat tragen. Seh'n Se: da war'n de Motten drin. Nee, nee. Tutet Fräuleinchen. Leben Se't mir doch!“

Erna lachte und verzog die Nase. „Am Ende geh' ich mit dem Ding noch über die Straße! Nein. Aber ich brauche es. Zu einem andern Zweck brauche ich's. Und damit basta. Geben Sie sich keine Mühe.“

Frau Sandner wußte, daß dieser entschiedene Ton keinen Widerspruch zuließ. Sie nahm mit gütiger Miene die traurige Alte beim Arm und bugsierte sie zur Thür hinaus: „Es wird sich schon mal etwas andres finden, Frau Triebel. Ganz gewiß. Glauben Sie mir, ich vergesse Sie nicht. Ich werde schon gelegentlich auf eine andre Weise . . .“

Die Thür schloß sich hinter den beiden.

Erna hob lachend den fetten Mops vom Boden und setzte ihn auf das Capes: „Ei! Moppelchen kriegt eine schöne neue Decke! Mit Monogramm und seidnen Schleifchen! Ei! Damit mein Hündchen nicht friert! Ganz warm wird das Herzchen eingepackt! Ei! So . . . Sochen!“ Sie wickelte den Hund in das Capes. Dann streichelte sie ihn und sah den dicken Kopf mit beiden Händen: „Wollten die bösen Menschen Moppelchens Decke stehlen!“

Kleines feuilleton.

Lieber „Vorwärts“! Odo ist Referendar und Alfred ist Hilfslehrer an einem Gymnasium. Es braucht ja nicht gerade in Berlin zu sein. Beide zusammen bilden die Pierde ihrer Stadt, leiden sich englisch und tragen nur Selbstbinder-Strawatten. Reulich trafen sie sich bei argem Regenwetter auf der Straße und stellten im Gespräch fest, daß sie beide für denselben Abend zu dem selben Regierungsrat „auf ein Butterbrot“ eingeladen seien.

Odo meinte: „Ja, da muß ich mir sogar noch ein Paar Gummi-galoshen kaufen, von wegen der Steinlichkeit.“ Alfred erklärte, daß er sich in der gleichen Zwangslage befinde, da seine

alten am Ofen durchgebrannt seien, als die ungeschickte Wirtin sie trocknen wollte; zugleich lenkte er Ddos Aufmerksamkeit auf das billige Angebot eines Ransjshazars, der Gummigalofchen schon für 3 Mark feilbot. Aber Ddo wehrte ab: „Rein, weißt Du, in solchen Sachen muß man immer das Teuerste kaufen. Das Teuerste ist das Billigste. Anfangs sehen die billigen Dinger den teuren zum Verwechseln ähnlich, aber — trag' sie erst ein Duzendmal!“

Alfred konnte nicht umhin, diese Weisheit eines erfahrenen Dandys gebührend zu bewundern und erklärte, er werde sich a u ch ein Paar für 7 Mark kaufen. . . .

Am Nachmittag wurde der Inhaber des Ransjshazars zwei Paar Gummigalofchen für 3 Mark los. . . .

Noch krährte die alternde Tochter des Geheimrats ihr Leiblieb, „Er der Herrlichste von allen,“ bei dem Ddo sie begleiten mußte, da verließ der böse Alfred heimlich den Salon, stellte seine Gummigalofchen unter Ddos Ueberzieher und Ddos Galofchen unter seinen eignen Ueberzieher.

Die Geheimratsstöchter hatte noch ein paar mal versichert, daß „Er“ der Herrlichste von allen sei. Dann kam das berühmte „Butterbrot“.

Zwischen Käse und Früchten, als gerade Alfred die Reize der Mätin — unbereitet, wie er sich hatte — in einem gekamalgeneu Toast pries, verließ Ddo auf einen Augenblick das gasliche Zimmer und that — was Alfred vor ihm gethan hatte, er veräußerte die Galofchen.

Ddo und Alfred spazieren beide in der Stadt. Und wundern sich, daß ihre Siebenmark-Galofchen so verflucht schäbig werden! Auf diese Händler ist doch gar kein Verlaß mehr! Sie betriegen alle und hängen dem Publikum für teures Geld schlechte Ware auf. Weinake wie so ein Ransjshazar! — Sch r u m.

k. Reisende Schauspielergesellschaften in den englischen Provinzen. Eine Besonderheit des englischen Theaterlebens sind die durch die Provinzen reisenden Schauspielergesellschaften, die sich jetzt „mit dem letzten Londoner Erfolg von dem und dem Theater“, wie es an den Anschlagläulen heißt, auf den Weg durch das ganze Land machen. Für sie ist jetzt die Saison der vollsten Thätigkeit. Hunderttausende, ja Millionen Pfund steden in diesem Theatergeschäft in der Provinz. Das Aufsteigen einer Provinzgesellschaft erfordert Monate lange Vorbereitungen, ja manche Manager haben ihre Tournee schon bis zum Ende des nächsten Jahres bestellt. Das erste wesentliche Erfordernis ist natürlich das Stück, das Monate vor seiner Londoner Aufführung gefordert wird. Dafür wird schon im voraus Honorar gezahlt, wenn die Provinzgesellschaft nicht sehr belamit ist. Dann wird die „Tour“ entworfen, was natürlich viel Schreibereien erfordert, denn es handelt sich darum, zur Vermeidung von unnötigen Reisekosten die Reisen zwischen den einzelnen Städten so kurz als möglich zu machen. Die Reisezeit zerfällt in zwei Teile: die Frühlingssaison, die von Februar bis Juni dauert, und die Herbstsaison, die mit dem Bankfeiertag im August beginnt und Mitte Dezember aufhört. Rummeß muß der Manager die Aufführung des Stückes in London abwarten. Nach einem Erfolg telegraphiert er sogleich an alle Theater, bei denen er Daten vorgemerkt hat, und es wird die endgültige Abmachung getroffen. Nach Festsetzung des Stückes und der Tournee werden die Künstler erucht, dem Manager Skizzen für die Plakate vorzulegen. Der Durchschnittspreis für eine einzige Skizze beträgt 300 M. Es giebt auch schon solche für 200 M., aber es werden andererseits auch 800 und 1000 M. für eine Zeichnung bezahlt, und ein sehr auffallendes Plakat hat bereits 2000 M. gebracht. Der gebilligte Entwurf wird zum Lithographieren vorbereitet, das Plakat aber nicht aus einem Stück, sondern aus 6—32 „Blättern“ gemacht, damit es überall dort, wo es angeklebt wird, angepaßt werden kann. In Amerika bilden sogar 100 Blätter ein Plakat. Große Städte brauchen 1500—2000 oder noch mehr Blätter, und dazu kommen noch 1000—2000 kleine Plakate aus einem Stück für die Schaufenster. Die Rechnung für Plakate beträgt in der Provinz 300—600 M. wöchentlich, in den Vorstädten Londons noch 100 M. mehr. Ein Manager soll sogar 1400—2000 M. wöchentlich dafür ausgegeben haben. Das Interieren in den Zeitungen ist dabei aber noch nicht enthalten, und bessere Gesellschaften senden überdies durch die Post in jede Stadt 2000 bis 3000 Rundschreiben mit Auszügen aus der Londoner Presse und Bildern der Hauptscenen. Die Londoner Delorationen dienen gewöhnlich als Modell, in der Regel wird sogar die Scenerie von dem Maler hergestell, der sie auch in London gemacht hat; aber er muß alles vereinfachen und möglichst leicht herstellen, damit die einzelnen Teile, die nicht breiter als 6 Fuß sind, bequem in gewöhnliche Koffer gepackt werden können. Die wichtigste Aufgabe ist in dessen die Wahl der mitwirkenden Künstler. Es ist natürlich ein großer Vorteil, wenn das Stück nur wenige Rollen hat, da die Gehalts- und Reisekosten dadurch vermindert werden. Alle aber werden vom Manager und Dichter sorgfältig geprüft; nur bekannte Schauspieler werden einfach auf ihren Ruf hin engagiert. Nach dem Engagement werden sie mehrmals in das Londoner Theater geschickt, um sich das Stück anzusehen, aber eine slavische Nachahmung wird von ihnen nicht verlangt. Oft kann man freilich die Methoden und den Tonfall der Londoner Originale bei den Provinzgesellschaften wiederhören. Zwei bis drei Wochen wird das Stück unter der Leitung des Dichters und Managers geprobt; es findet auch, wenn es nötig ist, eine Kostümprobe statt, die natürlich bei modernen Stücken fortfällt. In jedem Fall sorgt der Manager für die Kostüme, die im wesentlichen eine Reproduktion der Londoner Aufführung sind.

Jede Tournee wird unter der Leitung eines Geschäftsführers und eines Theaterdirektors ausgesandt, außerdem geht ein Agent der Gesellschaft voraus und sucht eine oder zwei Wochen vor ihrer Ankunft das Interesse dafür zu erwecken. Außer den Plakaten verwenden noch viele Gesellschaften Photographien, zum Teil lebensgroße, als Aeffkame, so daß diese Unkosten ziemlich beträchtlich sind. Bei einer 20 Wochen dauernden Tournee kosten die Plakate allein 6000 bis 12 000 M. und noch darüber. Wenn es möglich ist, werden gleich bei dem Besuch Daten für eine zweite Spielzeit festgesetzt, falls das Stück gefällt und es wünschenswert erscheint. Der Erfolg ist natürlich nicht gleich in allen Städten, so daß eine zweite Spielzeit beschränkt ist; wenn ein Londoner Stück mehrere Jahre in den Provinzen gespielt wird, so ist das ein großer Erfolg. Es gehört wenigstens ein Kapital von 20 000 M. dazu, um ein Stück in dieser Weise in die Provinz zu senden, und der Erfolg ist nicht leicht, da die besten Chancen in den Händen einer bestimmten Anzahl Männer liegen, von denen jeder viele Gesellschaften beherrscht. —

Musik.

Wenn man an die Verdienste des deutschen Volkes, an seine spezifischen Vorzüge vor andren Völkern denkt, dann steht die Musik mit in erster Linie. Da wird thatsächlich ehrliche Arbeit geleistet und sogar eine annehmbare „Welpolitik“ getrieben. Daß seit längerer Zeit ausländische Namen auf deutschem Konzert- und Opernboden immer häufiger werden, ändert an der Hauptsache noch nichts, so sehr es auch zur Bestimmung mahnt. Eine andre Frage ist die, ob die durchschnittliche Bildung unsres Volkes an diese Höhe herangeht, die zwar nicht ohne eine Mitwirkung weiterer Kreise, im wesentlichen jedoch durch die Leistungen einzelner gewonnen wurde und forterhalten wird. Nun möchte man meinen, die eigentümlichen geistigen Besitztümer eines Volkes seien nach entsprechenden Verhältnissen in seinen allgemeinbildenden Schulen vertreten, so daß also diese beispielsweise in Deutschland Musik als eines der wichtigsten Hauptfächer besäßen. So direkt ist nun freilich unsre Erwartung nicht richtig, schon weil jene Schulen zunächst andre Aufgaben haben als die, ein solcher Nationalspiegel zu sein. Nur daß auch diese Aufgabe nicht fehlen soll; und leider wird sie in der That vernachlässigt. Zwar giebt man sich, zumal seit einiger Zeit, in den unteren und den höheren Schulen viel Mühe, vaterländische Geschichte und Gesinnung zu pflanzen und speciell die Verdienste derer hervorzuheben, die nach älterer Geschichtsauffassung im Vordergrund stehen. Nehmen wir nun einmal an, die Schule habe thatsächlich die Aufgabe, der Jugend die Individualität des heimischen Landes und Volkes zu erschließen — was ja wohlverstanden jedenfalls richtig ist: dann darf die Welt unsrer Bach und Mozart, Beethoven und Wagner jedenfalls nicht fehlen. Von den Fach- oder (wenn man rühmend so sagen will) Berufsschulen der Musik selber sei hier natürlich abgesehen; sie werden uns schon noch wieder beschäftigen. Wir meinen jetzt die „allgemeinen“ Schulen, also erstens die Elementar- oder Volksschulen samt den ihre Lehrerschaft bildenden Präparanden und Seminaren, und zweitens die Gymnasien und verwandten Anstalten. Die Universtitäten kommen hier nur insofern in Betracht, als sie (noch immer nicht in genügendem Umfange) Musikwissenschaft lehren und hilfsweise Gelegenheit geben, Musikkenntnis zu erwerben. In der zweitgenannten Gattung von Schulen fehlt die Musik der Hauptsache nach, in der erstgenannten Gattung ist sie jedoch sogar ein gebotenes Fach. Für jene verlangen die jetzt geltenden preussischen Lehrpläne vom 29. Mai 1901 „Singen“ in den zwei untersten Klassen aller hierhergehörigen Schularten und verpflichten die „für das Singen beanlagten Schüler“ der übrigen Klassen „zur Teilnahme am Chor-singen“. Auffallenderweise schweigen sich die offiziellen „Lehrpläne und Lehraufgaben“, die im übrigen sehr eingehend gehalten sind, über dieses Fach sonst ganz aus. Anders die, den Elementarschulen die indirekte Grundlage gebenden, Lehrpläne der Präparanden und Seminare (vom 1. Juli 1901); sie verbreiten sich ausführlich über das Musikfach und thun es in einer gutmeinenden, wenngleich die eigentlichen Fortschritte verjämmernden Weise. Die höheren oder (süddeutsch so genannten) Mittelschulen bieten manche Gelegenheiten freiwilliger Musikpflege dar — einige Gymnasialchöre haben sogar eine musikhistorische Bedeutung. Nun ist in Bayern eine Bestrebung aufgetaucht, an den dortigen Gymnasien usw. die Musik als ein gebotenes Fach einzuführen; und man wird in andren Ländern gut thun, daraus heizen für die heimischen Verhältnisse Folgerungen zu ziehen. Natürlich wollen wir dem Leser hier Literaturangaben ersparen, verweisen ihn jedoch auf einen sehr beachtenswerten energischen Artikel aus der Feder eines dortigen Schulmannes, Direktors Dr. A. Ulrich: „Soll die Musik ein obligatorischer Lehrgegenstand (Pflichtfach) der bayerischen Mittelschulen sein?“ („Frankfurter Kurier“, 16. und 18. November). Was der Artikel Positives bringt, muß in der Hauptsache aufs sorgsamste beherzigt werden; was in ihm fehlt, sei folgendermaßen zusammengefaßt. Unser „allgemeinen“ Schulen sind nicht spezieller Fertigkeiten, sondern einer Verständnisbildung und Geisteserhellung wegen da. Folglich kann auch Musik nur in solchem Sinne gelehrt werden; d. h. kurz: allgemeine Musiktheorie, geschichtlicher Ueberblick und insbesondere Gehörbildung gemäß den Anforderungen und Leistungen der modernen Musikdidaktik. Gesang wird jedenfalls dazu gehören, doch wieder im Sinne der seit längerem erhobenen Wünsche und Warnungen. Wächten doch die zuständigen Stimmen in Bayern jene Einführung des Musikunterrichts nicht versuchen, ohne die Vorschläge derer gehört zu haben, die auf dem gegen-

wärtigen Stande der Musik und der Musikpädagogik stehen! Was wir in dem neulichen Bericht über Vortragskunst gesagt, müßte hier allerdings in den Vordergrund kommen. Wir hatten eine merkwürdige Gelegenheit, unsere damaligen Bemerkungen über das „Pratschentrio“ Konz. = Krüsch = Streit bestätigt zu finden. Tags darauf wurde nämlich jenes Mozartsche Trio in einem andren Konzert gespielt, und zwar mit Klarinette statt mit Violine. Der Klarinetist, unser Meister Oskar Schubert, gab Feinheiten in den Unterschieden der Stärke, wie sie auf einem Streichinstrument schwerlich und auf dem Klavier keinesfalls möglich sind. Alle drei Spieler (Ernst Ferrer am Flügel und Ad. Müller an der Pratsche) gaben etwas Weiches, Ausgeglichenes, thaten aber fast so, als dürfte nur ja kein Takt schneller oder langsamer sein als sein Nachbar; und der Pratschist entfaltete an den Stellen, an denen er sprechen, nicht bloß mitreden sollte, eine solche Gleichgültigkeit, daß man sich fragen muß, ob denn nicht wenigstens Ehrgeiz oder Eitelkeit zu einem Herangehen antreiben könnte. Zwei solche Auführungen, die neuliche und die diesmalige des nämlichen Stückes, nebeneinander zu Gehör gebracht (durch den geduldig wiederholenden Phonographen) und von einem wirklichen Lehrer in Frage- und Antwortweise erläutert, dies dürfte auch in einer „allgemeinen“ Schule besser in die Musik einführen als das Ueberhören beim Chorungen oder das landesübliche gehirnerweichende Ueben auf einem Instrumnt.

Derlei Einführung in das Verständnis der Tonkunst wird nun — gerade wieder in Uebereinstimmung mit dem Gesamtcharakter jener Schulen — an älteren Werken passender als an modernsten vor sich gehen. Nicht daß deren Kenntnis grundsätzlich verkannt werden dürfe. Aber die Verhältnisse liegen hier für die Zwecke einer einführenden Bildung zu verwickelt. Was uns vorgestern (Montag) Richard Strauß in seinem dritten Abonnements-Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters vorgeführt hat, ist nicht eben Unterrichtsmaterial. Hermann Wischoff (geb. 1860) kann einmal etwas wie ein „Meisterbeeder Programm“ werden; sein sinfonisches Idyll „Pan“, op. 14, ist eine Kombination interessanter, sogar „spannender“ Einzelheiten. Willy Burmeister, vielleicht der berühmteste deutsche Violinkünstler unter den Jüngeren, scheint seine kühle Virtuosität immer noch mehr in Eis zu fählen. Das Orchester (unter Franz von Blon) fröstelte mit ihm, als es Tschaiwskis Violinkonzert (D = dur) begleitete. Und Kälte lag über allen Leistungen dieses Abends. Man kann von einem so überangestregten Manne wie R. Strauß es ist, nicht verlangen, daß er gaubere; er wird froh sein, wenn er sein gutgewilltes, aber noch unentwickeltes Orchester richtig durchbringt. Wohl aber kann man von der Unternehmung dieser Konzerte verlangen, daß sie ihre Sache und ihr Publikum anständig behandle. Die ohnehin recht unfeinen Programmblätter gab es in zwei Ausgaben mit abweichender Reihenfolge der Nummern (was manche Besucher geradezu um das Hören des ihnen Wichtigen bringen kann), aber in so wenig Exemplaren, daß Mangel und Verzweiflung herrschte; und das gerade, während der Besuch dieser Konzerte sich hebt! Wenn schon einmal das Berliner Musikpublikum so friedlich geduldig ist, so kann unsrerseits eine derartige Fülle von Rücksichtslosigkeiten nicht hingenommen werden ohne die Warnung, beizeiten sich zu erinnern, was hier auf dem Spiele steht. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber den Totenkopf-Schmetterling sprach unlängst Herr Sartorius im Hamburger „Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung“. Der „Hamburger Korrespondent“ berichtet über den Vortrag: Der Totenkopf-Schmetterling ist schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt und wurde Mitte des 17. Jahrhunderts noch mit 11 Gulden das Stück bezahlt. In den Jahren 1799 bis 1781 brachten die Bauern die Rauven von den Kartoffelfeldern in der Umgegend von Halle torbweise zur Stadt zum Verkauf. Der Falter kommt heute noch im warmen Sommer, z. B. 1893 und 1901, häufig bei uns vor. In Ungarn tritt er jedes Jahr in mehreren Generationen auf, am häufigsten im Herbst. Sein Fluggebiet umfaßt Europa, ganz Afrika, Kleinasien und Armenien. Hier im Norden finden wir ihn nur in einer Generation und hauptsächlich im Herbst. Die Raupe braucht zu ihrer Entwicklung viel Wärme und Trockenheit, daher das häufige Vorkommen in warmen Sommern. Lange lagen die Entomologen im Streit darüber, ob der Totenkopf in Europa heimisch sei. Dies hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß man gefunden hatte, daß die im Herbst geschlüpften Falter verkümmerte Fortpflanzungsorgane besaßen und eine Uebertünderung der Puppe nicht beobachtet worden war. Man hielt den Falter für ein aus dem Süden in jedem heißen Sommer eingewandertes Tier, zudem man ihn öfters weit draußen auf dem Meer sowie auf hohen Gebirgen erbeutete. Die aus verhältnismäßig kleinen Eiern schlüpfenden Rauven erreichen eine Länge von 12—15 Centimeter und sind von grünlicher, gelber, seltener brauner Farbe. Der Körper ist vom 4. bis 11. Ringe mit hauer Punkten besetzt, die Seiten mit gelben und blauen Strichen gezeichnet. Das hintere Ende trägt ein S-förmiges Horn. Die Raupe lebt auf Solanaceen, besonders auf Kartoffelkraut. In Ungarn findet man sie hauptsächlich auf Wodsdorn. Zur Verpuppung geht sie mehrere Zoll tief in die Erde und verfertigt sich dort durch rasches Drehen um ihre eigne Achse ein über hühereigroßes Cocon, das sie innen mit einem Saft befestigt und glättet. Nach zehn bis zwölf Tagen

wird aus ihr eine etwa 7 Centimeter lange braune Puppe, die nach zwei bis drei Wochen, in unserer Gegend Mitte Oktober, den Falter liefert. Der Falter durchbricht den Cocon, indem er mit einem Saft vorher die Durchbrechsstelle erweicht. Er fliegt abends an Jasmin und Geißblatt, besucht auch mit Vorliebe Bienstöcke, in die er einbringt, um den Honig zu naschen. Nur selten aber gelingt es ihm, die Körbe wieder zu verlassen, da er den Angriffen der Biene erliegt. Die Raupe wie der Falter besitzen eine Eigentümlichkeit, die sonst bei Schmetterlingen kaum beobachtet wird: sie geben zirpende Töne von sich. Die Raupe soll diese mit den Fehwertzeugen hervorbringen, während der Schmetterling einen eignen Apparat dazu hat. Ein vor dem Magen liegender Luftsaft preßt durch einen Schlauch, der im Rüssel in einer Schallöffnung endet, einen Luftstrom aus und erzeugt dadurch einen ziemlich lauten, zirpenden Ton. Der Falter läßt diesen aber nur hören, wenn er beunruhigt wird. Dabei nimmt man auch einen moschusartigen Geruch wahr, der einer Drüse am Hinterleibe entstammt. —

Humoristisches.

— Ein konsequenter Mann. A.: „So! Sie lieben keine Vierkonzerte?“
 Viertrinker: „Nein, ich bin ein Feind jeder Störung beim Trinken!“
 — Boshaft. „Was, den verstorbenen Kammerherrn Nickerl haben Sie auch gefamt?“
 „Natürlich! Sind ja zehn Jahre zusammen in einem Bureau gewesen!“
 „Ah, also sozusagen Schlafkameraden?!“
 — Stibblüte. (Aus einem Roman.) „Ich werde Dich ewig lieben!“ sagte er und hielt seine Braut während der ganzen Zeit innig umschlungen. — („Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Björnsons Drama „Auf Storhove“ geht am 8. Dezember im Deutschen Theater erstmalig in Scene. — Die Moderne Bühne bringt am 6. Dezember ein Stück von Otto Niemasch, „Die Episode“, zur Aufführung. — Das Sächsische Volkstheater wird am 1. Mai 1903 eröffnet werden. Die ersten Aufführungen finden im Chemnitzer Stadttheater statt. — Im Theater an der Wien hatte die Operette „Wiener Frauen“ von Franz Lehár bei der ersten Aufführung einen starken Erfolg. — Nach den soeben bekannt gegebenen Schluszzahlen ist die Düsseldorfener Kunstausstellung von etwa 800000 Personen besucht worden. Aus Eintrittsgeldern wurden 353 256 M. eingenommen; aus dem Verkauf von Kunstwerken wurde ein Erlös von rund 546 000 M. erzielt. — Künstliche Zucht von Seefischen. 1884 errichtete die norwegische Regierung in Kloebeigen bei Arendal zur Erbrütung von Eiern der Seefische eine Anstalt, die sich zuerst mit Versuchen beschäftigte. Diese haben schließlich glänzende Erfolge ergeben. Von 1890—1901 wurden 2500 Millionen Dorsche erbrütet und ausgefetzt, was bereits eine bedeutende Zunahme des Fanges an der Südküste des Landes bewirkt hat. Die Kosten betragen jetzt für 1000 junge Fische nur 3 Dere (10 Dere = 12½ Pf.), gegen 30 Dere im Anfang, und die Anstalt kann in einem Jahre 400 Millionen liefern. —

Büchereinkauf.

— „Tiermärchen.“ Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig. Ernst Wunderlich. Preis 60 Pfennige. — Ernst Kreidolf: „Die Wiesenzwerge“. Illustriertes Märchenbuch. Köln. Schaffstein u. Co. — Ernst Dannheifer: „Maulina“. Märchen. Illustration von Julius Diez. Köln. Schaffstein u. Co. — Kurd Laßwitz: „Nie und Immer“. Neue Märchen. Leipzig. Eugen Diederichs. — Eugen Schid: „Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten“. Novellen. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. — Gustav Adolf Müller: „Die wilde Aunseh“. Roman. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. — Ludwig Thoma: „Die Lokalbahn“. Drama. München. Albert Langen. — G. Meher-Benfey: „Moderne Religion“. Schleiermacher-Maeterlind. Leipzig. Eugen Diederichs. — Charlotte Proicher: „John Ruskin und sein Werk“. Essays. Leipzig. Eugen Diederichs. — Leo N. Tolstoj: „Was sollen wir denn thun?“. Leipzig. Eugen Diederichs. — Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde“. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 1. Band. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 12,50 Mark. —